Zeitschrift: Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin

Herausgeber: Schweizerischer Nationalfonds zur Förderung der Wissenschaftlichen Forschung

Band: - (1991)

Heft: 10

Artikel: Hochschulen: jede Menge Lehrstühle frei

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-967834

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

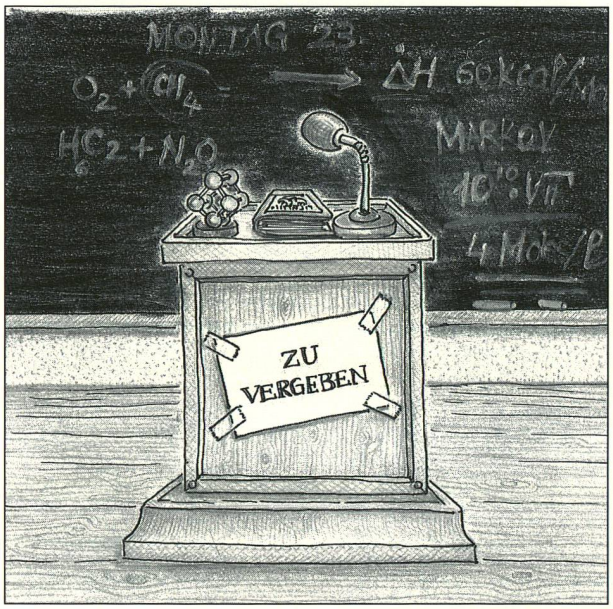
Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hochschulen: jede Menge Lehrstühle frei

Bis zum Ende des Jahrzehnts wird mehr als ein Drittel aller Professoren an den schweizerischen Hochschulen emeritiert. Ist genügend Nachwuchs da? Daran zweifeln manche. Das Problem ist jedenfalls sehr ernst zu nehmen, denn auf dem Spiel steht die Qualität der Forschung überhaupt.

Die sechziger Jahre haben nicht nur die Gesellschaft transformiert, sie brachten auch erhebliche Veränderungen an den Hochschulen. In den Naturwissenschaften gab es einen Boom auf den Gebieten der Genetik und der Molekularbiologie. In den Ingenieurwissenschaften kamen die Informatik und die Mikroelektronik als neue Fächer auf. In der Physik begann die grossen apparativen Aufwand erfordernde Jagd auf kleinste Teilchen. Selbst die Literaturwissenschaft brachte neue Fächer und Forschungszweige hervor. In Anbetracht des galoppierenden wissenschaftlichen Fortschritts schufen Universitäten und Technische Hochschulen neue Lehrstühle und beriefen eine grosse Zahl junger Professoren.



Diese Professorengeneration, die 1960 in den Dreissigern war, nähert sich jetzt dem Rentenalter: ein Drittel aller 2300 schweizerischen Lehrstühle werden von jetzt bis zum Jahr 2000 neu zu besetzen sein. Sowohl in politischen wie in akademischen Kreisen macht man sich über den bevorstehenden Generationswechsel Sorgen. Angesichts der vielen Anwärter besteht dafür eigentlich kein Grund, denn wie in anderen westlichen Ländern auch hat sich die Zahl der an den zehn Schweizer Hochschulen Studierenden in den letzten dreissig Jahren verdreifacht. Das Unbehagen hängt vielmehr mit der Tatsache zusammen, dass die Ablösung praktisch auf einen Schlag erfolgt, statt sich zeitlich zu verteilen. Und es geht natürlich auch um die wissenschaftlichen und menschlichen Qualitäten der zukünftigen Hochschullehrer.

Das Leben, das die Assistenten an den Universitäten heute führen, unterscheidet sich sehr von demjenigen ihrer Vorgänger in den sechziger Jahren. Durch die hohen Mietkosten ist es schwierig geworden, eine Familie zu ernähren. Ausserdem stellt ein Doktortitel keine Garantie für eine Anstellung mehr dar. Diplomanten und Lizentiaten wissen, wenn sie eine akademische Karriere – mit Doktorat, Assistenzzeit und Postgraduierten-Status – einschlagen, dass vor ihnen zehn magere Jahre liegen und keine Gewissheit, die Professorenwürde zu erlangen. Die Aktivsten neigen daher zu einer Laufbahn in der Wirtschaft und verlassen die akademische Welt.

Vor allem auf dem Hochtechnologiesektor ist dies ein brisantes Problem. Ein Doktorandenstipendium von 25 000 Franken kann mit einem Salär, das in der Industrie bezahlt wird – und das fast dreimal so hoch ist – nicht konkurrieren. Sogar der Inhaber eines Doktortitels kann in der öffentlichen Forschung kein höheres Gehalt als 65 000 Franken erwarten. Aus diesem Grund haben die Professoren an den ETH und naturwissenschaftlichen Fakultäten heute die grösste Mühe, ihre Doktoranden zu halten. Und viele von denen, die bleiben, kommen aus Entwicklungsländern, weil das akademische Dasein in der Schweiz immer noch viel einfacher ist als bei ihnen zuhause.

Was die Lehrstuhlkandidaten ferner abschreckt, ist die öffentliche Ausschreibung. In der Schweiz gibt es nämlich – wie in Schweden oder den Niederlanden – wenig Protektionismus. Ein Viertel aller Universitätsprofessoren sind Ausländer. An den meisten Universitäten und ETH sind Kandidaten, die ihre ganze Karriere im selben Kanton absolviert haben, gar nicht gut angesehen; stattdessen legt man Wert darauf, dass der zukünftige Professor sich bereits

mit seinen Kollegen an internationalen Kongressen gemessen hat, dass er als "Post-Doc" Verbindungen mit anderen Instituten geknüpft hat und dass er sich auf englisch – möglichst auch noch in anderen Fremdsprachen – ausdrücken kann. Von diesen Faktoren hängt es nämlich ab, wie dynamisch seine Abteilung sein wird.

Die Deutschschweizer sind in dieser Hinsicht weniger hausbacken als die Welschschweizer. Während sie sich im allgemeinen auf französisch verständlich machen können, stellt das Deutsche für die Romands oft ein Hindernis dar.

Generell ist die junge Wissenschaftergeneration viel weniger beweglich als die vorhergehende. Selten akzeptiert noch jemand, seine Freizeit für eine akademische Karriere zu opfern. Auch wird in Wissenschafterkreisen früher geheiratet, und man schätzt wieder das nach dem Mai 68 eine Weile verpönt gewesene Familienleben. Überdies mangelt es an Geld. Vor dreissig Jahren wurde man als Gastforscher in den Vereinigten Staaten bezahlt, heute muss man das Geld selber mitbringen.

An der mangelnden Mobilität ist allerdings auch das Schweizer Erziehungssystem schuld: die Lehrpläne unterscheiden sich von Kanton zu Kanton dermassen, dass ein Wechsel fast ausgeschlossen ist, von den fehlenden Äquivalenzen bei den Diplomen ganz zu schweigen. Hinzu kommen die Verschiedenheiten im europäischen Masstab, die freilich von der Europäischen Gemeinschaft beseitigt werden sollen.

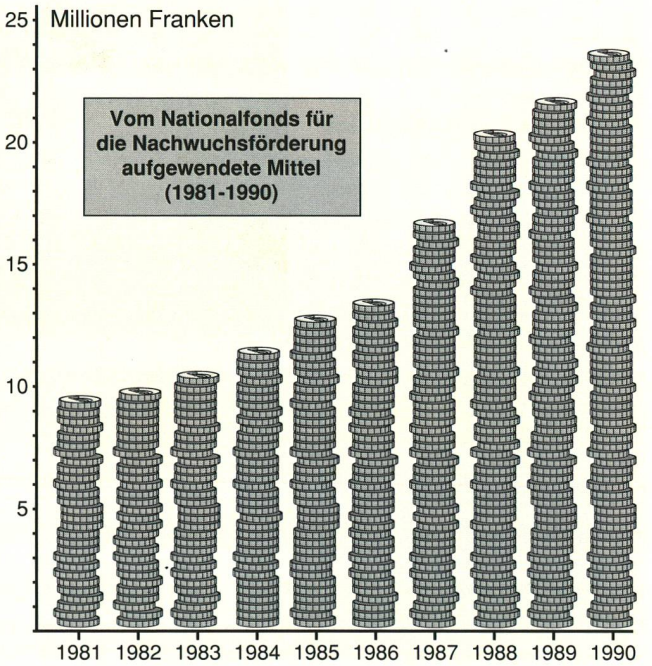
Geld für den Nachwuchs

Das Problem des Nachwuchses beschäftigt jetzt auch die Politiker. Am 5. Oktober 1990 forderten Parlamentarier in einer Motion den Bundesrat auf, ein Impulsprogramm von 6 bis 8 Jahren Dauer zu schaffen, um die Kontinuität an den Hochschulen des Landes zu gewährleisten. Dieses Programm ist als Verstärkung der Massnahmen gedacht, die der Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung bereits eingeleitet hat.

Der Nationalfonds hat mehrere Arten von Stipendien zur Nachwuchsförderung geschaffen. Darunter gibt es (bereits seit 1952) eines, das es jungen Wissenschaftern erlaubt, sich nach Abschluss ihres Studiums ein Jahr lang im Ausland fortzubilden. Eine anderes Stipendium (das ebenfalls seit 1952 besteht) erstreckt sich über bis zu drei Jahre und ermöglicht es, eine Assistenten- oder Professorenstelle im Ausland anzunehmen.

Doch selbst nach ihrer Rückkehr können die Forscher Mühe haben, eine Stelle zu finden. Damit sich die brillantesten unter ihnen bis zur Ausschreibung eines Lehrstuhls gedulden, gibt es neuerdings spezielle Subventionen, durch die sie für fünf bis acht Jahre aller finanziellen Sorgen enthoben sind. Dadurch sollen Schweizer Kandidaten die Möglichkeit erhalten, Forschung zu treiben, sodass sie bei einer Ausschreibung genausoviele Publikationen vorweisen können wie ihre ausländischen Konkurrenten. Denn erstklassige Schweizer Lehrstuhlkandidaten sind in der Regel rar, wenn sie nicht – auf gewissen Fachgebieten – sogar ganz fehlen.

Die vor 5 Jahren in der Biologie und Medizin lancierten Finanzierungsprogramme START und SCORE haben sich als effizient erwiesen. Bis jetzt wurden mehr als 40 vom Rat der jeweiligen Hochschule vorgeschlagene Kandidaten ausgewählt und kamen in den Genuss dieser Unterstützung – das heisst, es handelt sich um lauter Lehrstuhlanwärter.

Gegründet auf diesen ersten Erfolg, wurden seither die Programme ATHENA (für Literaturwissenschaft) und PROFIL 2 (für Natur- und Technikwissenschaften) gestartet. Wie nötig sie sind, zeigt sich schon daran, dass ein Schweizer im Durchschnitt drei Jahre später promoviert als ein Engländer oder ein Amerikaner: drei Jahre, die umso schwerer wiegen, als der (oder die) Betreffende entsprechend weniger publiziert hat. Und was in der Wissenschaft vor allem zählt, sind Veröffentlichungen in renommierten Fachzeitschriften.

Die jüngste Initiative des Nationalfonds brachte für Frauen eine Anhebung der oberen Altersgrenze von 35 Jahren für die Zusprechung von Förderungsgeldern, sodass diejenigen, die wegen Mutterschaft ihre Karriere unterbrechen mussten, die Möglichkeit haben, wieder in die Forschung zu gehen, wenn ihre Kinder gross sind. Gegenwärtig wird beim Nationalfonds sogar erwogen, die Alterslimite für alle Stipendiaten ganz aufzuheben. Der Gedanke hat sein Gutes: denn wenn die Nachfolger der jetzt abtretenden Professoren alle derselben Generation angehören, wird sich das Problem einer massenhaften Ablösung im Jahr 2030 wieder genauso stellen.